



Information

■	Andacht	3
■	Dokumentation	
	Anfang oder Ende nachhaltiger Entwicklung?	4
	Die Wirkung der gemeinsamen Kraft	6
■	Sambia	
	Gebet, Heilung und Teufelsaustreibung	9
■	Indien	
	»Wir Adivasi-Frauen sind sehr religiös«	12
	Nichts ist so beständig wie der Wandel	14
	Impressionen aus Indien	16
	Fürbittanliegen der Gossner Kirche	18
■	Nepal	
	Christen im Bürgerkriegsland Nepal	19
■	Deutschland	
	Ökumenisches Lernen mit Kopf, Herz und Händen	21
	Gedenktafel für einen Gossner Missionar	23
■	Personen	
	Journal	25
	Bücher	27
	Kurznachrichten	29
		30



Titelbild: Straßenverkäuferin in Indien
Foto: Heiner Heine



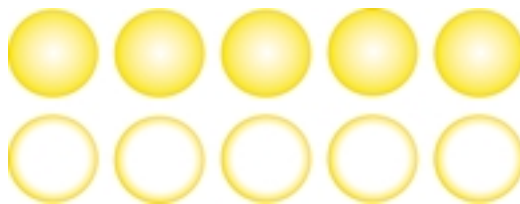
Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in vielen Ländern dieser Welt ist das Leben der Menschen bedroht: durch Naturkatastrophen wie in Indien, im südlichen Afrika oder wie wir sie gerade bei uns erlebt haben, durch gewalttätige Auseinandersetzungen wie in Nepal, durch gesellschaftliche Umbrüche wie sie in Ost-Europa, aber auch in den westlichen Industriestaaten stattfinden. Um nicht in Agonie und Selbstaufgabe zu geraten versuchen die Betroffenen, an vielen Stellen in gemeinschaftlicher Selbsthilfe ihre Kräfte zu bündeln und in kleinen Schritten, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Hiervon berichten unsere Gäste aus Indien (s. S. 12), hören wir aus Chicago (s. S. 6) und dies erleben wir in Sambia. Und diese

»kleinen Geschichten, die Leben schaffen« wollen wir mit unserem diesjährigen Weihnachtsaufruf, der dieser Ausgabe beiliegt, stärken. Ich möchte Ihnen deshalb diese Initiativen besonders ans Herz legen mit der Bitte um Ihre finanzielle Unterstützung. Sicher, die Weltkonferenz in Johannesburg hat wichtige und unerlässliche Impulse für eine nachhaltige Entwicklung gegeben (s. S. 4), doch die Betroffenen vor Ort können nicht darauf warten, bis die Beschlüsse auch ihnen spürbare Veränderungen bringen.

Mit den besten Wünschen für eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit grüßt Sie im Namen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gossner Mission, Ihre

B. Bc W. Schwedler



Spendenstand 30.09.2002:
Spendenansatz 2003:

156.004 EUR
300.000 EUR

Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein.

(Offenbarung 21,4)

Der Monatsspruch für den Monat November klingt wie ein Reklamespruch, ausgedacht von pfiffigen Werbefachleuten, um das Christentum anzupreisen. Ein kurzer Satz, der so Umfassendes aussagt: »Gott wird alle Tränen abwischen«. Und: »Der Tod wird nicht mehr sein«. Kann man denn mehr versprechen?

Aber beim weiteren Nachdenken kommen Bedenken: Der Aidskranke in Sambia und seine Familie im Elend, die Familie im nepalischen Bergland, die trotz harter Arbeit dem Boden nicht genug abringen kann, um das ganze Jahr über satt zu werden und nun auch noch zwischen den Fronten von Maoisten und Armee aufgerieben wird, die Opfer von Naturkatastrophen – sie alle, wie würden sie es aufnehmen, wenn wir ihnen in ihrem Unglück sagen würden: »Gott wird abwischen alle Tränen von euren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein«?

Wir sehen, das sind unmögliche Situationen. Und überhaupt: Wann wird Gott alle Tränen abwischen, und wie? Ist dieser Spruch ein billiges Vertrösten auf unbestimmte Zeit? Wenn wir den Menschen nur diesen Spruch sagen, geben wir ihnen, wie Kritiker dem Christentum immer wieder vorwerfen, »Opium für das Volk«.

Der Monatsspruch kann also keine Alternative sein zu unse-

rem Tun. Wir Christen sind von Gott aufgefordert und eingeladen den Armen, Schwachen, Notleidenden zu helfen. Das bedarf wohl keiner Diskussion. Und in so extremen Situationen, wie oben skizziert, ist das Aufsagen des Monatsspruchs keine Hilfe, im Gegenteil, er würde wohl als Hohn wirken.

Und doch ist dieser Spruch wahr, hat seine Berechtigung. Und wir Christen sind aufgerufen, dazu beizutragen, dass die Situation, in der alle Tränen versiegen, ein Stück weit Wirklichkeit wird. Freilich, »der Tod wird nicht mehr sein«, das ist eine Aussage, die über unser irdisches Dasein hinausgreift. Aber auch hier sind wir aufgerufen mitzuhelfen, dass der Tod nicht so häufig so furchtbar, so entsetzlich und zu früh kommt.

Es gehört also beides zusammen: Die Verheißung unseres Bibelwortes und unsere tätige und unermüdliche Nächstenliebe. Die Verheißung des Monatsspruchs gibt uns Zuversicht, Kraft und Vertrauen zu Gott. Und unser Tun hilft ein wenig mit, dass die Verheißung sich manchmal schon jetzt erfüllt.



Heinz Friedrich,
Diplom-Ingenieur und
ehemaliger Mitarbeiter
der Gossner Mission
in Nepal

Anfang oder Ende nachhaltiger Entwicklung?

Zum Weltgipfel in Johannesburg

1992 verabschiedeten in Rio de Janeiro 170 Länder die Agenda 21, ein Aktionsprogramm, das zum Ziel hatte, sowohl soziale und ökologische Probleme zu bekämpfen als auch Strategien für die Zukunft der Menschen und der Weltressourcen zu entwickeln. Im August d. J. sollten auf dem Weltgipfel in Johannesburg neue Schritte vereinbart werden.

Vor Beginn unserer Reise waren wir gewarnt worden vor den Gefahren Südafrikas. Den schwarzafrikanischen Mob haben wir während des Weltgipfels für nachhaltige Entwicklung nicht kennen gelernt. Dagegen viele junge Menschen von einer herzlichen Freundlichkeit. In ihrer Tracht in den südafrikanischen Nationalfarben haben diese jungen schwarzen Studentinnen und Studenten vielen der Gäste des Gipfels zum Bus in die richtige Richtung verholpen. Auch ausgefallene Wünsche wurden berücksichtigt. Die Kälte am Morgen und den Regen am Abend haben sich diese jungen Leute mit ihren Tänzen und Gesängen vertrieben.

Von unerfüllten Aufgaben...

Zehn Jahre nach der Rio-Konferenz 1992 sollte der Weltgipfel in

Johannesburg nachhaltiger Entwicklung neuen Schwung verleihen. Zwar kann das Ergebnis von Johannesburg in einigen Bereichen durchaus passable Ergebnisse vorweisen wie das Aufhalten des Verlustes biologischer Vielfalt, die Versorgung der Armen mit sauberem Trinkwasser und sanitären Anlagen sowie das Verbot besonders gefährlicher Chemikalien. Bis 2010, 2015 oder 2020 sollen diese Ziele erreicht sein.

Jedoch gibt es im Aktionsplan von Johannesburg kaum konkrete Hinweise, mit welchen neuen Instrumenten – und vor allem Finanzmitteln – das Beschlossene erreicht werden soll. Zentrales Defizit des Rio-Prozesses war, dass die schönen und hehren Vereinbarungen, die die Staats- und Regierungschefs unterm Zuckerrhut in Rio de Janeiro geschlossen

hatten, in der politischen Praxis gegenüber wirtschaftlichen Interessen durchweg den Kürzeren zogen.

und ersten Erfolgen

Genau dies hat sich in Johannesburg wiederholt. Die Ergebnisse der letzten Ministerkonferenz der Welthandelsorganisation (WTO) von Doha sind von Nichtregierungsorganisationen als umwelt- und entwicklungspolitisch als kontraproduktiv geißelt worden. Nun hat der Johannesburg-Gipfel diese Ergebnisse zur Grundlage für nachhaltige Entwicklung erklärt. Das ist nur einer von mehreren Hinweisen darauf, dass auch in Südafrika Umwelt und Armutsbekämpfung keinen Vorrang vor wirtschaftlichen Interessen erhielten. Daran ändern auch beachtliche Einzelergebnisse grundsätzlich wenig. Die Industrieländer konnten sich nicht dazu durchringen einer Formulierung zuzustimmen, die sie auf den Abbau der Agrarsubventionen zugunsten der armen Länder verpflichten würde. Erst im letzten Moment gelang es, den Vorrang der WTO-Verträge vor multilateralen UN-Umweltabkommen zu verhindern. Dabei hatten die Nichtregierungsorganisationen sogar gefordert, WTO-Verträge den Umwelt- und Menschenrechtsabkommen auf



Eröffnung des Gipfels in Johannesburg (links) und die Aktion einer Nichtregierungsorganisation am Rande der Mega-Konferenz (rechts). 6000 Figuren aus Pappmaschee stellen die Stimmen der Menschen dar, die auf dem Gipfel nicht gehört werden.

UN-Ebene unterzuordnen. Dies wird nicht dadurch aufgewogen, dass sich in Johannesburg eine Formulierung im Aktionsplan durchsetzen konnte, die Privatunternehmen stärker auf die Regeln internationaler Abkommen und Vereinbarungen verpflichtet. Immerhin ist dies ein Schritt in die richtige Richtung.

Das magere Ergebnis von Johannesburg hat bereits vielfach Prophezeiungen vom Ende großer internationaler UN-Konferenzen provoziert. Machen Großkonferenzen mit all ihrem Aufwand an Zeit und Geld überhaupt Sinn, wenn die Ergebnisse derart kläglich sind?

Man kann darüber streiten, ob 30.000 Menschen in Johannesburg wirklich vonnöten waren. Neben den Regierungsverhandlungen sollten Hochglanzpräsentationen der Bundesrepublik und anderer Länder im Ausstellungsgelände »Ubuntu« die Nachhaltigkeitspolitik im rechten Licht darstellen. Dies trug allerdings wenig zur Wahrheitsfindung bei. Vor allem der Industrie wurde hier eine Plattform für medienwirksame Auftritte geboten, die die Nachhaltigkeit ihrer Industrieproduktion priesen. Dabei war VW mit seinem Ein-Liter-Auto der Realität näher als andere Produzenten mit ihren wasserstoffbetriebenen Fahrzeugen, die frühestens in zwanzig Jahren Serienreife erreichen werden.

Den Weg fortsetzen – global

Aber all die kritischen Aspekte rechtfertigen nicht, in den Chor derer einzustimmen, die das Ende der Konferenzen auf der Ebene der Vereinten Nationen fordern. Die weltweiten Probleme dieser Erde müssen gemeinsam von allen Akteuren, von In-

dustriestaaten und Entwicklungsländern, von der Zivilgesellschaft und auch der Industrie gelöst werden.

Eines der größten Probleme des Weltgipfels von Johannesburg war, dass die USA dort keine Ergebnisse wollten. Soll man den Gipfel absagen, nur weil das mächtigste Land der Erde seine nationalen Interessen nicht richtig aufgehoben sieht? Was wäre die Alternative? Letztlich blieben da nur bilaterale Verträge zwischen Staaten. Diese bringen jedoch weder aus umwelt- noch aus entwicklungspolitischer Sicht bessere Ergebnisse. Im Gegenteil: In bilateralen Verhandlungen setzt sich das Prinzip der Macht des Stärkeren umso deutlicher durch.

Der Nachhaltigkeitsgipfel in Johannesburg war nur eine Etappe. Die Klimaverhandlungen werden fortgesetzt, die Mitglieder der Konvention über biologische Vielfalt werden weiter beraten, die Welthandelsorganisation wird ihre Verhandlungen fortführen. Die Aufgaben bleiben bestehen. Ihre Lösung anders als auf der Ebene der Vereinten Nationen zu suchen, wäre ein Irrweg.

Zeichen der Hoffnung

Auch wenn seine Beschlüsse zu »weichgespült« worden sind, letzten Endes hat dieser Gipfel in Johannesburg dazu beigetragen, dass die Gefahren für die Zukunft der Menschheit nicht von der Bildfläche verschwinden. Hunger und weltweite Umweltzerstörung lassen keinen von uns ruhig schlafen. Nichtregierungsorganisationen, Kirchen und kirchliche Werke wie EED, Brot für die Welt und die Gossner Mission setzen Zeichen der Hoffnung für die Überwindung weltweiter Ar-

mut und die Erhaltung der Schöpfung. Gerade die Menschen in den armen Ländern werden



mit unserer Unterstützung ihre eigenen Kräfte einsetzen, um ihre tägliche Nahrung selbst anzubauen und nicht mehr von den Krümeln von den Tischen der Reichen abhängig zu sein.

Vergeblich war der Weltgipfel in Johannesburg auch nicht für die jungen schwarzen Menschen, die in der Organisation dieses Weltgipfels Hervorragendes geleistet haben. Sie haben der Welt gezeigt, dass Südafrika nicht vom schwarzen Mob bestimmt wird, sondern von jungen Menschen, die eine Zukunft brauchen.

Wilfried Steen,
Vorstandsmitglied
des Evangelischen
Entwicklungsdienstes

Die Wirkung der gemeinsamen Kraft

Chicagos Bündnis gegen Agonie, Politikverdrossenheit und Verelendung

Wie reagieren die Menschen auf gesellschaftliche Umbrüche, die für Wenige ungeahnte Chancen, für Viele jedoch sozialen Abstieg, Arbeitslosigkeit und Verarmung mit sich bringen? Welche Entwicklung nehmen städtische Regionen, in denen Bürgerorganisationen, beherzte Initiativen und christliche Gemeinden den Versuch machen, den Trend zu apathischer Hinnahme des scheinbar Unausweichlichen entgegenzuwirken und Leben in «vergesse Quartiere» zurückzubringen? Die Gossner Mission nimmt exemplarisch an einem Projekt zur neuen Gemeinschaftsbildung in Berlin-Oberschöneweide teil: »Menschen verändern ihren Kiez«. In diesen Zusammenhang gehören auch unsere Kontakte nach Mittel- und Osteuropa und in Krisenregionen des Westens. Im Juli d. J. besuchte Michael Sturm den Teil Chicagos in den USA, in dem ein breites Bündnis von Kirchen bis Gewerkschaften die Selbstorganisation der verarmten schwarzen Einwohner organisiert.

Wir befinden uns in Lawndale, dem Schwarzen-Viertel am Rande Chicagos. 30 Jahre nach den großen »Rassenunruhen« sieht es hier so aus, als wären diese Aufstände eben erst beendet worden. Ausgebrannte, verlassene, heruntergekommene Häuser, wenige, streng vergitterte Läden, dazwischen offen gelassene Flächen, auf denen das Unkraut wuchert, der Müll herumliegt. Kleine Gruppen vorwiegend jüngerer Männer, die um ein Auto herumstehen oder an Hauswänden leh-



nen. Ohne Begleitung Einheimischer würde ich keinen Schritt hierher wagen.

Häuser für 125 Familien

Die United Power for Action & Justice hat zu einer Kundgebung aufgerufen. Auf freiem Feld an einer der vergammelten Straßenecken versammeln sich rund Tausend Menschen, um den Beginn des »Ezra Community Homes«-Projekts zu feiern, mit dessen Hilfe Arbeiterfamilien zu erschwinglichen Wohnungen in neu gebauten Häusern kommen sollen. Zwei Musterhäuser stehen zur Besichtigung offen, 125 sollen es einmal werden. Es spielt die unvermeidliche Band. Neben vielen Pfarrern aus der Kommune, Aktivisten verschiedener Organisationen, Lehrerinnen und Lehrern mit ihren Schulklassen und vielen Bewohnern Lawndales sind der Chicagoer Kardinal Francis George, ein Vertreter der Lutherischen Kirche (Missouri Synod), und der Verantwortliche für Bau- und Stadtentwicklung

für Chicago erschienen. Am Rand ein paar »maulende« Gruppen, Gang-Mitglieder, wie Christine, meine Begleiterin, mich aufklärt. Untergemischt: 40 Polizisten in Jeans und schussicheren Westen, »Chicago's Finest«, wie sie sich selbst nennen. Aber die »Besten« sind in Wahrheit auf dem kleinen Podium zu finden: die Aktivisten aus den Kirchengemeinden und Gruppen, die stolz über ihre Aktionen berichten, sowie Francis Browner (Bild unten), deren Familie als erste in eins der



Musterhäuser einziehen wird, und nicht zuletzt Pfarrer Wane Gordon von der Lawndale Community Church, der als Leiter die Versammlung zum machtvollen Ruf »The Power of the People« animiert.

Ein historischer Moment

»Was ist das Besondere an diesem Projekt, dass so prominente und mächtige Vertreter sich hier blicken lassen?«, frage ich Tom Lenz, der als Organizer für »United Power« arbeitet. »Wir haben mehr als zwei Jahre gebraucht, bis sich schwarze, weiße, latino und asiatische Mitgliedsorganisationen für das Ezra-Projekt zusammengeschlossen und einen gemeinsamen Fonds von 5,2 Millionen US\$ gebildet haben. Das ist ein historischer Moment. Denn vor allem die schwarzen Organisationen waren bisher nicht bereit, ihr Geld mit dem der anderen zu mixen. Nach all dem, was in der Vergangenheit passiert ist, waren sie überaus misstrauisch.« Das berücksichtigt auch Kardinal George in seiner kurzen Ansprache, in der er »unsere Schande des Rassismus« als Grund für die Auseinandersetzungen der 60er und 70er Jahre benennt. Drei Millionen US\$ hat er mitgebracht und der Vertreter der Lutheraner eine Million. Der Rest kommt von den mehr als 300 Organisationen, Kirchengemeinden, Schulen und Initiativen, die sich zu United Power for Action & Justice zusammengeschlossen haben.

Eine Organisation der Organisationen

Ein Netzwerk von mehr als 300 Mitgliedsorganisationen, mehrheitlich religiös gebunden, von



Durch die vereinte Kraft der Menschen soll aus dem verwahten Stadtteil Chicagos Lawndale ein menschenfreundlicher Ort werden

Muslimen über Juden bis zu den verschiedenen christlichen Kirchen, dazu einige der wichtigsten Gewerkschaften Chicagos haben sich zusammengetan. Wie konnte es dazu kommen?

Ed Chambers, inzwischen über 70, ist Direktor der Industrial Areas Foundation, einer kleinen Organisation von »Organizern«, professionell arbeitenden »Organisierern«. Ihr Job besteht darin, im Auftrag von Kirchen, Organisationen, Gewerkschaften tagein, tagaus mit Menschen zu sprechen um herauszufinden, was die vorrangigen Probleme sind und wer sich für Führungsrollen eignet. Diese Personen werden zusammen gebracht und geschult, so dass allmählich ein Netzwerk wie in Chicago entsteht.

Macht ist nichts Schlechtes

Chambers ist es mit drei weiteren Organizern gelungen, innerhalb von zwei Jahren das Chica-

goer Netzwerk aufzubauen. Am 19. Oktober 1997 waren die Früchte dieser Arbeit auf den Ankündigungstafeln des Pavillons der Universität von Chicago zu lesen. Über 10.000 Menschen kamen zusammen, um eine neue, in ihrer Finanzierung unabhängige »Organisation der Organisationen« mit Namen United Power for Action and Justice (Vereinte Macht für Handeln und Gerechtigkeit) zu gründen. Die Zielsetzung dieser neuen, auf einer breiten Basis handelnden Organisation war in den Leitsätzen ausgesprochen, die an diesem Tag verabschiedet wurden: »...um gemeinsame Macht zu gemeinsamem Handeln im Namen von Gerechtigkeit und öffentlichem Wohl aufzubauen.«

»Bis in die 50er Jahre hinein hatten die Bürger durch die politischen Parteien, die Gewerkschaften, durch genossenschaftliche Vereinigungen oder die Kirchen verschiedene Möglichkeiten, am öffentlichen Leben teil-



zunehmen,« berichtet Chambers. Heute ist Chicago zu einer »globalen Region« geworden. Sie steht im Zentrum eines ökonomischen Aufwinds und des Verfalls demokratischer Sitten. Die Institutionen der Zivilgesellschaft sind schwach geworden und voneinander isoliert. Politik ist zum Zuschauersport geworden.

Diese Entwicklung bewog religiöse und gewerkschaftliche Führer 1995 dazu, eine mehrjährige Kampagne zu initiieren, die als Chicago Metropolitan Sponsors bekannt geworden ist. Die Sponsoren wollten nichts anderes, als die versprengten Teile von Chicagos Zivilgesellschaft zu etwas Neuem, einem kraftvollen Ganzen, zu verbinden. Durch die Anstrengungen von afroamerikanischen und weißen christlichen Kirchen, jüdischen und islamischen Organisationen sowie drei Gewerkschaften wurden hierfür 2,5 Millionen Dollar angebracht.

Eine Kultur der Beziehungen

Das so entstandene Netzwerk beschließt auf Versammlungen demokratisch gewählter Delegierter, welche Probleme angegangen

und welche Kampagnen durchgeführt werden sollen. Inzwischen hat United Power eine erfolgreiche Kampagne zur Anhebung des Mindestlohns geführt, sich mit den unwürdigen Zuständen im Gesundheitssystem auseinandergesetzt und immer wieder in einzelnen Regionen der Riesenstadt gegen eine weitgehend korrupte Stadtverwaltung,

gegen Banken und Spekulanten das Recht armer Bewohner auf lebenswerte Wohnverhältnisse durchgesetzt. Die »Ezra Community Homes« in Lawndale sind das bisher ambitionierteste Projekt.

United Power ist keine Bürgerinitiative, wie wir sie als »Ein-Punkt-Bewegung« kennen mögen, die sich nach Sieg oder Niederlage in der Regel auflöst. »Es geht um die Schaffung einer Kultur der Beziehungen in unserer Gesellschaft!« sagt Chambers. »Der Kultur des Marktes, in der jeder nur als Konsument oder Vermarkter seiner selbst wahrgenommen wird, der Kultur bürokratischer oder caritativer Organisationen, die Menschen als Klienten für ihre Zuwendungen betrachten, setzen wir die Kultur der Beziehungen entgegen, die den Menschen als gemeinschaftlich Handelnden ernstnehmen.«

Der Ruf des schwarzen Pastors Wane Gordon auf der Versammlung in Lawndale »The Power of the People« war keine rhetorische oder agitatorische Floskel. Es war spürbar auf diesem Platz, unter den Menschen, dass hier etwas Wirklichkeit geworden war: Empowerment! Die

Menschen, die vielen Aktivisten, hatten in einem längeren Prozess von unten nach oben schließlich auch die Mächtigen, die Kirchenoberen und Verantwortlichen dazu gebracht, ihrem Projekt zuzustimmen. Sie hatten sich gegen eine korrupte Stadtverwaltung, gegen Banken und Spekulanten und gegen die Apathie bei vielen Bewohnern durchgesetzt.

»Make democracy work!«

Die Demokratie arbeitsfähig und für jede/n zugänglich zu machen, ist der Kern von Community Organizing in den USA. Es ist ein erstklassiges Programm gegen Politikverdrossenheit und Warten auf den Staat. US-amerikanische Kirchen und Religionsgemeinschaften scheinen das in anderer Weise begriffen zu haben, als wir es von unseren Verhältnissen kennen. Sie haben gelernt, sich dafür einzusetzen, dass die Menschen selbst eine Stimme erlangen und sich Gehör verschaffen.

Community Organizing ist in den USA anerkannter Teil kirchlicher Arbeit – natürlich nicht überall und jederzeit, aber in großem Umfang. Kirchenmitglieder, Gemeindevorstände, Pfarrerrinnen und Pfarrer, aber auch Verantwortliche auf höheren Ebenen, die in intensiven Kontakt zu Community Organizing gekommen sind, scheinen besser auf gesellschaftliche Herausforderungen vorbereitet zu sein als in Deutschland, in der der kirchliche Trend eher in die entgegengesetzte Richtung zeigt.

Michael Sturm,
Referent für Gesellschafts-
bezogene Dienste der
Gossner Mission

Gebet, Heilung und Teufelsaustreibung

Die charismatische Bewegung in der Vereinigten Kirche Sambias

Im Rahmen ihres Spezialvikariats bei der Gossner Mission haben Ruth Schönfeld und Ulrich Schöntube Sambia besucht. Hier erlebten sie hautnah mit, wie die charismatische Bewegung Eingang in den gemeindlichen Alltag gefunden hat. Aus europäischer Sicht mögen diese Glaubenspraktiken befremdend sein, auf dem afrikanischen Hintergrund aber haben sie eine durchaus nachvollziehbare Entstehungsgeschichte. Die Autoren versuchen, Gesehenes und Erlebtes in einen Verstehenszusammenhang zu bringen.

Wir sind zur Bibelstunde am Sonntagnachmittag 16 Uhr eingeladen. In der Gemeinde St. Marks in Lusaka versammeln sich etwa zwanzig Jugendliche. Wir stehen mit ihnen im Kreis, singen und klatschen Loblieder. Nach dem großen langen Gotteslob beten wir. Plötzlich fällt eine Teilnehmerin um. Sie schreit. Sie wälzt sich auf dem Boden. Sie krampft. Das Gebet geht weiter. Zwei kräftige Männer packen sie an und bringen sie hinaus. Draußen übertönt das Brüllen der Männer das anhaltende Geschrei der Frau: »Im Namen Jesu fahre aus, ...aus...« Obwohl die Fenster geöffnet sind und der Lärm unüberhörbar stö-

rend ist, scheint kein Besucher davon Notiz zu nehmen. Alle lauschen der langen Predigt. – »Was passiert hier?«, frage ich meinen Nachbarn. »Das ist die Manifestation des Teufels«, sagt er, »und wir versuchen ihn auszutreiben.«

Nach der Bibelstunde, die immerhin zwei Stunden dauert, ist der Teufel immer noch nicht ausgefahren. Die Männer stehen um die Frau, die auf dem Boden liegt. Geschrien wird noch immer. Ob es nicht ein medizinisches Problem ist? Unsere Frage wird kommentiert: »Krankheit und Sünde gehören zusammen – der Teufel ist hier am Werk.« Hilflos verlassen wir die Gemeinde.

Die Wirkung des Geistes

Unser Erlebnis des gescheiterten Exorzismus ordneten die Vertreter der United Church of Zambia (UCZ), denen wir den Vorfall berichteten, in die »charismatische Bewegung« ein. Doch was ist damit gemeint?

Bischof Kazobu versteht darunter die lebendige Äußerung des Glaubens im Gottesdienst mit Singen, Trommeln, Klatschen, Tanzen und dem hier üblichen jodelnden Ausruf der Begeisterung (Ululation). Es sind also zunächst jene Elemente des Gottesdienstes, die wir als typisch afrikanisch wahrnehmen. Zu dieser charismatischen Bewegung gehört der individuelle Ausdruck des Glaubens, der als Geschenk des Geistes verstanden wird. Diese Wirkung des Geistes erkennen die Glieder der charismatischen Bewegung in einem plötzlichen Ausruf Einzelner während der Predigt und des Gebets. Zur Geistesgabe werden aber auch Zungenreden, Heilungen und Exorzismen gezählt.

Rückblick

Die charismatische Bewegung ist für die UCZ kein neues Phäno-



men. Ihre Entstehung in den sechziger Jahren fällt zeitlich in die Epoche der politischen Unabhängigkeit. Die charismatische Bewegung ging aus der Pfingstbewegung hervor. Gegenüber der charismatischen Bewegung, die sich in allen Kirchen Sambias findet, vertreten die Pfingstkirchen die Meinung: Die Taufe durch den Heiligen Geist muss sich an einer speziellen Geistesgabe erkennen lassen, wie beispielsweise dem Zungenreden. In der charismatischen Bewegung ist hingegen die geistbegabte Glaubensäußerung frei und kein trennendes Erkennungsmerkmal zwischen geistbegabten oder -unbegabten Christen. In den späten Sechzigern bis Mitte der achtziger Jahre vermochten die katholische und viele protestantische Kirchen die neue charismatische Bewegung in den Gottesdienst einzubinden. Das Ergebnis dieses langen Prozesses war ein Zusammenspiel von Evangelium und afrikanischer Kultur mit Singen, Trommeln und

Tanzen im Gottesdienst. Ab Mitte der achtziger und während der neunziger Jahre wurde die charismatische Bewegung trotz der gelungenen Integration im Gottesdienst so stark, dass es zu Konflikten zwischen traditionell orientierten und charismatischen Gliedern kam. Mitte der neunziger Jahre spaltete sich z.B. eine Gruppe von der UCZ ab und gründete eine eigene Kirche, die Grace Ministry Church. Doch auch nach dieser Abspaltung wuchs die charismatische Bewegung innerhalb der UCZ an. Drei Faktoren scheinen unseres Erachtens nach zusammenzuwirken:

Die Wurzeln der charismatischen Bewegung

Die Individualität spielt nicht nur in der Postmoderne in Europa und Amerika eine große Rolle. Das Wachsen der Individualität hängt in Afrika damit zusammen, dass der traditionelle Familienverband mehr und mehr auf-

bricht. Auf Grund der größeren sozialen Not kann ein Familienglied nicht mehr seiner traditionellen Pflicht nachkommen, mittellose Familienglieder zu ernähren. Der Anspruch auf Individualität wächst vor allem in der jungen Generation. Sie macht in Sambia die Mehrheit der Bevölkerung aus. Die wachsende Individualisierung sucht einen individuellen Ausdruck im Glauben und findet ihn in der charismatischen Bewegung.

Die Wirkung des Fernsehens

Nicht zu unterschätzen ist der Einfluss des christlichen Fernsehens. In vielen Haushalten läuft fast den ganzen Tag der amerikanische Sender »Trinity Broadcasting Network« (TBN). Dieser Sender versucht das Evangelium auf spektakuläre Weise zu vermitteln. Man kann dort Prediger sehen, die im ekstatischen Ausdruck herumrennen, schreien oder flüstern. Es werden auch



Talkrunden ausgestrahlt, in denen Menschen von erfahrenen Heilungen berichten. Der Sender vermittelt den Eindruck – etwas überspitzt gesagt – dass das Evangelium als Show darstellbar wäre. Tatsächlich konnten wir einen Gottesdienst in einer Pfingstkirche besuchen, der einem Fernsehgottesdienst bei TBN sehr ähnlich war.

Das Zusammenwirken von afrikanischer Religion und christlichem Glauben

Der dritte Grund ist in der kritischen Aufnahme der sehr lebendigen afrikanischen Tradition durch die christliche Theologie zu suchen. Nach der Vorstellung der traditionellen afrikanischen Religion wird der Mensch von den Geistern der Vorfahren umgeben, deren Namen noch bekannt sind. Über diesen Geistern stehen in hierarchischer Weise die Geister der namentlich unbekannteren Vorfahren und der Schöpfergott, der verschiedene Namen hat. Als das Christentum vor 200 Jahren in diese Region kam, wurde dieser Schöpfergott mit der Person des Vaters des christlich-trinitarischen Gottes gleichgesetzt. »Wir kannten den Schöpfer, aber nicht den Erlöser und nicht den Heiligen Geist«, sagte uns Dr. Bwalya, ein Lehrer am theologischen College der UCZ. Das Zusammentreffen der traditionell afrikanischen Religion mit dem Christentum lässt in der Frage des Heiligen Geistes Gedankenwelten entstehen, die wir als Europäer nur schwer verstehen können. Manche afrikanische Christen sehen in den Geistern der Vorfahren das Wirken des Heiligen Geistes. Andere sehen zwischen dem Heiligen Geist und den Geistern der Vorfahren keine

Verbindung. Sie gehören zur Welt der Geschöpfe, während der Heilige Geist zu Gott gehört. Diese unterschiedlichen Vorstellungen lassen uns jedoch deutlich erkennen: Auf Grund ihrer traditionellen Glaubensvorstellungen haben die afrikanischen Christen eine sehr lebendige Beziehung zum Heiligen Geist. Das Zusammenwirken dieser Faktoren bewirkte ein Aufleben der charismatischen Bewegung. Bereits vor zwei Jahren setzte in der UCZ ein Diskussionsprozess ein. Es gab viele Anfragen von Gemeinden an die Kirchenleitung, wie mit charismatischen Gruppen innerhalb der Gemeinde umzugehen sei. Die Kirchenleitung beauftragte das theologische College in Kitwe, eine »Handreichung« (Guideline) zu erarbeiten. Es handelt sich dabei um kein Kirchengesetz, sondern um eine Orientierung im praktischen Umgang mit charismatischen Gruppen. Diese Handreichung wurde auf der Tagung der Synode der UCZ im Juni dieses Jahres verabschiedet. Nach dieser Handreichung ist ein exorzistisches Heilungsgebet außerhalb des Gottesdienstes in besonderen Fällen zu dulden. Abgelehnt wird jedoch die Auffassung, dass Krankheit ein Resultat der Sünde oder gar von bösen



Zur charismatischen Bewegung in den sambischen Kirchen gehört ein Zusammenspiel von Evangelium und afrikanischer Kultur mit Singen, Trommeln und Tanzen im Gottesdienst. Auch Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen spielen eine wichtige Rolle.

Geistern verursacht sei. Das ist eine folgenreiche Lehre in einem Land, in dem HIV/AIDS zu den großen Problemen zählt. Dank dieser Handreichung der Synode der UCZ muss nun niemand mehr hilflos die Gemeinde verlassen.

Ruth Schönfeld, Vikarin
Ulrich Schöntube, Vikar

»Wir Adivasi-Frauen sind sehr religiös«

Im September/Oktober 2002 war eine Delegation der Frauenarbeit der Gossner Kirche zu Besuch in Deutschland. Wir dokumentieren eine Zusammenfassung der Berichte, die die geschäftsführende Pfarrerin A. Kandulna, die Präsidentin Hanna Minz und die zweite, ehrenamtliche Geschäftsführerin Dr. E. Bhengra bei verschiedenen Gelegenheiten gaben.

Die meisten Frauen unserer Gemeinden sind sehr arm. Sie müssen mit wenig Geld auskommen, um ihre Familien zu ernähren. Auf dem Land leben die Familien in den Zeiten zwischen den Ernten im wahrsten Sinne des Wortes von der Hand in den Mund. Sie gehen am Morgen hinaus in die verbliebenen Wälder, um



Blätter und Wurzeln zu sammeln. Wenn sie für den Tag genug haben, dann sind sie zufrieden. Sie denken nicht an morgen: Wenn es für diesen Tag reicht, wird es auch für den nächsten Tag reichen. Dabei gibt es in unserer Tradition durchaus Kenntnisse über Konservierung von Lebensmitteln. Viele Blätter lassen sich trocknen, so dass man auch später nahrhafte und gesunde Suppen daraus kochen kann. Wir können Früchte zu Chutneys, eine Art würzige Marmelade, verarbeiten. Diese

Kenntnisse wollen wir als Leiterinnen der kirchlichen Frauenarbeit wieder ins Bewusstsein rufen und an die Hausfrauen weitergeben. Gerade für die verarmten Familien ist es zum Überleben unentbehrlich, an den nächsten Tag, an die Zukunft zu denken und schon heute für sie Sorge zu tragen. Sonst verharren diese Familien stets in der Abhängigkeit von den Launen der Natur und vom unkalkulierbaren Einkommen der Männer. Auf Hilfe durch den Staat – wie hier in Deutschland – können sie nicht hoffen, denn es gibt sie nicht. So versuchen wir Schritt für Schritt die Frauen unabhängiger zu machen, indem sie mehr und mehr ihre eigene Kraft und ihre eigenen Fähigkeiten entdecken und weiterentwickeln.

Auf die eigenen Quellen besinnen

Darüber hinaus wollen wir die Frauen dabei unterstützen, ihre landwirtschaftlichen Produkte zu vermarkten. In den Städten haben die Frauen keinen Zugang mehr zu diesen Gaben unseres Landes. Wenn wir den Landfrauen die Waren abkaufen und sie den Stadtfrauen zu günstigen Preisen verkaufen, haben alle etwas davon. Ebenso ist es mit Haushaltswaren. Die Frauen in den Städten kaufen schlechte

und trotzdem für sie fast unerschwingliche Plastikware, dabei haben wir auf dem Land die Materialien für Besen, Matten, Körbe und viele weitere nützliche Gegenstände um uns. Keine Dorf- frau käme auch nur auf die Idee, zum Beispiel einen Besen zu kaufen. Reisig gibt es in Hülle und Fülle und mit ein paar geschickten Handgriffen entsteht im Nu das Haushaltsgerät. Nun haben wir angefangen, diese Produkte gezielt zu vermarkten. Punktuell haben wir auch schon gute Erfahrungen damit gemacht. Aber die Gemeindefrauen sind es nicht gewohnt, selbständig zu arbeiten. Das haben sie nie gelernt, sodass sie nur aktiv werden, wenn man sie unmittelbar dazu anregt. Wenn wir Frauen aus dem Leitungsteam wieder abgereist sind, dann fallen sie in ihre alten Gewohnheiten zurück. Sie sagen immer: »Ihr müsst uns führen«. So sind wir Adivasi nun mal. Wir haben daraus die Konsequenz gezogen, dass wir örtliche Führungskräfte in ganz praktischen Dingen ausbilden werden. Zum einen werden wir mit ihnen eine Analyse ihrer eigenen Alltagssituation erarbeiten, und zum anderen werden wir die ganz praktischen Dinge mit ihnen ausprobieren. Grassroot-Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes. Bei Euch in Deutschland sehen wir auch, dass die Frauenhilfen-



tralen Seminare für die Leiterinnen der Gemeindeguppen anbieten. Bisher treffen sich die Frauengruppen in den Gemeinden »nur« zum Gebet. Wir sagen immer: »Unsere Frauen sind wirklich sehr gut in Frömmigkeit.« Sie werden aktiv, wenn es darum geht, die Kirche sauber zu machen, Gemeindefeste auszurichten und so. Darin werden sie von den Pfarrern unterstützt. Es sind ja auch die Frauen, die das Geld für die Gehälter der Pfarrer zusammenbringen, indem sie etwas von ihrem Haushaltsgeld für die Kollekte abzweigen. Und für die Frauenarbeit müssen sie noch einmal extra spenden. Von der Kirchenleitung bekommen wir keine Rupie. So hoffen wir, dass wenn die Frauen durch unsere Anregungen ein besseres Einkommen fürs Überleben ihrer Familien erwirt-

schaften können, auch etwas mehr für die Frauenarbeit abfällt, sodass wir wiederum noch mehr soziale Arbeit tun können.

Das Allgemeinwohl in den Blick bekommen

Das soziale Bewusstsein der Adivasi-Frauen ist nicht sehr entwickelt. Sie denken an ihre Familie, aber nicht an das Allgemeinwohl. Dies wollen wir durch unsere Arbeit allmählich verändern. Denn wenn die Frauen sich zusammenschließen in Produktion und Vermarktung, können sie auch wieder die Situation ihrer Familien verbessern. Als Kollektive können sie zum Beispiel auch Kredite aufnehmen.

Die Gossner Mission hat sehr viel für uns getan und nun ist es an der Zeit, dass wir selber tätig werden. Unser großes Problem ist die geistige Unbeweglichkeit der Kirchenführer. Wenn die Kirchenführer unsere Initiativen unterstützen, würde das ein Umdenken der Kirchenmitglieder stark fördern. Ohne die Zustimmung der Autoritäten läuft bei uns nichts. Leider haben wir Frauen noch keine Macht in den Gremien, auch wenn wir seit ein paar Jahren Sitze darin haben. Aber wir sind auf allen Ebenen auf einem guten Weg der Veränderung.

Ashisan Kandulna,
Dr. Esran Bhengra,
Hanna Minz
(auf dem linken Bild v. r. n.
l.; zusammengefasst und
übersetzt von M. Möbius)

Nichts ist so beständig wie der Wandel

Nach 25 Jahren kehren Ursula und Dieter Hecker ans Theologische College in Ranchi zurück, wo Dieter Hecker als Gastdozent Neues Testament und Ethik unterrichtet. Im Folgenden vergleicht Dieter Hecker das heutige Leben in Indien mit dem der 70er Jahre.

Veränderungen – ja, doch zum Wohle der Menschen?

Schon bei der ersten Fahrt durch die Stadt Ranchi ist unübersehbar: Der Verkehr hat zugenommen. Vor allem der motorisierte Verkehr wird immer mehr. Die Autotypen wurden vielfältiger. Noch immer sind die Fahrradrickshas ein wichtiges Verkehrsmittel. Nun gibt es aber auch in großer Zahl neue, etwa zehnsitzige, enge »Tempos«, Motor-Rickschas, die eine Art Liniendienst ohne feste Haltestellen versehen. Auch Fahrräder aller Provenienz sind zu bekommen, wenn auch das Standardherrenrad mit Gesundheitslenker immer noch das Straßenbild bestimmt. Und es sind mehr Frauen und Mädchen auf Rädern und Motorrollern in Saris oder Punjabi - Kleidern zu sehen. Der sprunghaft angestiegene Verkehr gipfelt oftmals in einem totalen Verkehrsinfarkt. Die Luft hat sich mit den vielen Zweitakt-Motor-Rickschas erheblich verschlechtert, sodass eine längere Fahrt mit dem Fahrrad in der Innenstadt schon fast bedenklich erscheint.

Einbahnstraßen wurden eingerichtet, um den Verkehrsstrom zu lenken, aber sie werden nicht eingehalten. Auf der vielspurigen Hauptstraße kommt einem ein steter Strom von Geisterfahrern entgegen. Dass hier offiziell Linksverkehr herrscht, kann man nur ahnen, tatsächlich herrscht ein einziges Chaos und man kann

sich immer wieder nur wundern, dass so wenig passiert. Das liegt vermutlich vor allem an der geringen Geschwindigkeit.

Computer und Internet – wie könnte es anders sein nach allem, was wir in Deutschland über Indien hören – bestimmen das Leben. Telefone an allen Straßenecken mit funktionierenden internationalen Verbindungen, Internet-Cafés, wo junge Leute im Netz surfen – das alles hat es vor 25 Jahren nicht gegeben. Die Zahl der Hotels mit internationalem Standard hat erheblich zugenommen, auch da, wo keine Touristen hinkommen, wie etwa in Ranchi. Es gibt offensichtlich ge-

nügend Inderinnen und Inder, die sich das leisten können.

Ranchi als Metropole des neuen Bundesstaates Jharkhand

Ranchi als Hauptstadt des neuen Bundesstaates Jharkhand ist aufgewertet worden. Nicht selten rauschen Konvois von Regierungsautos mit Blaulichtern und Martinshörnern vorbei. Man plant noch das neue Regierungsviertel. Bis zur Fertigstellung müssen Behelfslösungen jedoch noch erhalten. Als sichtbares Zeichen des neuen »Waldstaates« (das ist die Übersetzung von Jharkhand) sind die Tausende von



grünen Gittern zu werten zum Schutz von neu gepflanzten Bäumen, die das Forstministerium allen Institutionen mit den einheimischen Bäumen kostenlos zur Verfügung gestellt hat. Die Zeitungen berichten wesentlich mehr über Ranchi und die Region, und damit ist die publizistische Bedeutung gewachsen. Neben dem damaligen Käseblatt »Ranchi Express« gibt es eine Reihe überregionaler Tageszeitungen mit eigenen Seiten über Jharkhand und sehr aufmerksamen Lokalredaktionen.

Und was ist geblieben?

Oftmals habe ich den Eindruck, dass sich für Viele überhaupt nichts geändert hat. Die Straßen sind noch dreckiger und verkommener als vor 25 Jahren. Die Nase hat noch immer sehr viel zu verkraften an Geruch und Gestank. Und die gut gekleideten Männer und vor allem Frauen schweben



nach wie vor von all dem unberührt darüber hinweg.

Die Stromversorgung ist besser geworden in Ranchi, vermutlich vor allem dank des Hauptstadtstatus'. Aber auch jetzt gibt es noch laufend Powercuts,

Stromausfälle, mit der seltsamen Erfahrung, dass Dutzende Leute in Internet-Cafés in einem dunklen Raum ohne Lüftung vor den Computern schwitzen, die dank der Stabilisatoren und Batterien sofort umschalten und weiterlaufen als High-Tech-Inseln in einer sonst total überlasteten Infrastruktur. Die besseren Institute und Geschäfte haben sich alle Generatoren zugelegt, die bei Stromausfall automatisch anspringen. Das verschlech-

tert aber leider die Luft noch mehr.

Ein Problem wird Indien noch sehr zu schaffen machen: der Müll. Plastikprodukte haben ihren Siegeszug angetreten, angefangen von Einkaufsbeuteln über Flaschen, Wegwerftellern und -bechern. Es ist ein Jammer, wie die recyclebaren Blätterteller und Tonbecher verschwunden sind. Und es gibt an den meisten Orten keinerlei Müllverwertung. Alles wird bisher ungetrennt weggeworfen und auf Deponien gelagert. Ein Albtraum, wenn man das mit ansehen muss bei der Hitze und der dichten Bevölkerung. Eine Fahrt zum Postamt mit dem Fahrrad lässt schon den Wunsch nach einem Mundschutz oder besser noch, einer Gasmasken, aufkommen.

Dieter Hecker, Pfarrer i. R.,
ehemaliger Direktor
der Gossner Mission



Impressionen aus Indien



Gottfried Kraatz hat im August die Gossner Kirche in Indien besucht und dabei seine Eindrücke in Bildern festgehalten.

Bild oben:
Eine Gruppe alter Männer, ein Männergesangsverein in Rajgangpur, Orissa tanzt und singt – ein seltenes und aufregend schönes Ereignis. In den Händen halten sie die traditionellen Rhythmusinstrumente, die Trommel ist im Hintergrund. Die Männer haben nicht nur kräftig, sondern ausgesprochen schön und rein gesungen (selten bei Männerchören!) und sie sind gesprungen, wo der Rhythmus es verlangt hat.

Rechtes Bild:
Eine Gruppe junger Frauen tanzt den Begrüßungstanz, die Trommeln werden von Männern geschlagen. Beide – Frauen und Männer – tragen die typischen Farben und Baumwollstoffe der Adivasi, in weiß und rot. Sie haben weiße Federbüsche im Haar und in den Händen. Während die Ansprachen zumeist in Hindi gehalten bzw. übersetzt werden, sind die Gesänge oft in den alten Sprachen der Adivasi zu hören.





Bild oben:
Bei den Besuchsprogrammen gab es oft ein Geschenk für die Besucher. Hier bekommt der Gast von der Gossner Mission aus Deutschland einen Turban umgebunden, wie ihn die Adivasi-Männer tragen. Die Begrüßung mit dem Überreichen der leuchtenden Blumengirlanden und der duftenden Blumensträuße liegt hinter den Gästen und Predigt und Ansprachen vor ihnen.

Bild unten:
Moderator Belas Lakra und Gottfried Kraatz bei der Einweihungszeremonie eines neuen Bürotraktes auf dem Kirchengelände der Gossner Kirche in Ranchi. Von hier aus sollen die Diözesen der Gossner Kirche zusammengehalten werden. Die Räume im alten, noch von den Missionaren erbauten Haus sollen renoviert und anderweitig genutzt werden.

Fürbittanliegen der Gossner Kirche

Die Evangelisch-Lutherische Gossner Kirche in Chotanagpur und Assam und ihre Partnerkirche, die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, haben die Tradition, in Erinnerung an die Ankunft der ersten Missionare in Chotanagpur am 2. November 1845, jeweils am ersten Sonntag im November gegenseitige Fürbitte zu halten. Dieses Jahr hat die Gossner Kirche folgende Fürbittanliegen übersandt. Wir bitten alle Freunde und Gemeinden, die sich der Gossner Kirche verbunden fühlen, sie ebenfalls in ihr Gebet einzuschließen:

1. Wir danken Gott, dass er die Gossner Kirche errichtet hat. Heute ist die Gossner Kirche in keiner guten Verfassung. In ihr herrscht kein Friede, sie ist gespalten in verschiedene Gruppen. Es fehlt an Gemeinschaft untereinander. Wir beten darum, dass in Gemeinden und Diözesen Friede, Gemeinschaft und Versöhnung einkehren mögen.

2. Die indische Regierung hat den Herzenswunsch des Volkes erfüllt, indem sie den Staat Jharkhand gründete. Wir beten für das Volk von Jharkhand, dass

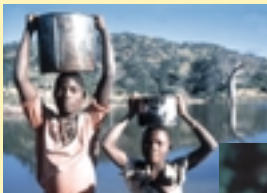
es Gelegenheit zur Teilhabe an der Regierungsgewalt erhält. Wir beten für die Bevölkerung allgemein, insbesondere aber für unser Volk der Adivasi, dass es an der Regierung teilhaben kann, so dass die Regierenden dem Volk besser dienen und seine Lebensverhältnisse bessern mögen.

3. Indien ist eine der großen Demokratien der Welt, aber das Leben ist den Menschen zu Hölle gemacht worden durch das Eindringen von Terroristen. Wir beten darum, dass die terroristische Gewalt überwunden wird und im

Zusammenleben der Menschen wieder Friede einkehrt.

4. Das Gossner Theological College ist für die Gossner Kirche eine Gnadengabe des Allmächtigen Gottes. Die heutige finanzielle Lage dieser Institution ist beklagenswert. Wir beten, Gott möge uns den Weg zeigen, wie die wirtschaftliche Situation des Colleges verbessert werden kann, sodass durch geistliche Bildung treue Diener und Dienerinnen Gottes ausgebildet werden können.

Übersetzung:
Horst Krockert



Neue Bildmedien:

12 Postkarten mit Motiven aus unseren Partnerländern Indien, Nepal und Sambia (links)

Plakat DIN A2-Format mit Motiven aus Indien

Das Plakat und das Postkartenset können Sie für jeweils 2 EUR über die Geschäftsstelle beziehen (S. 31).





Christen im Bürgerkriegsland Nepal

Nepal ist aus seinem Dornröschenschlaf herausgerissen: Terror, Königsmord und Bürgerkrieg haben selbst in der westlichen Presse das zumeist als idyllisch verklärte »Dach der Welt« in die Negativ-Schlagzeilen gebracht. Und die nepalischen Christen? Was bedeutet für sie ein Leben in Angst und Schrecken? Dorothea Friederici hat die Gemeinden in Nepal besucht.

Ja, die Friedensinsel Nepal ist nun ein Bürgerkriegsland geworden. Eine unfähige Regierungspartei kämpft gegen eine Untergrundgruppe, die sich »Maoisten« nennen und die sich Gerechtigkeit, Gleichheit und Wohlergehen für alle auf die Fahnen geschrieben hat. Während europäische Waffenexporte, auch aus Deutschland, die Regierungstruppen stärken, erhalten die Truppen der außerparlamentarischen Opposition Waffen auch aus europäischen und anderen Staaten. Es gibt immer wieder Länder, die ihre Wirtschaft durch Waffenexporte an beide Kriegsparteien ankurbeln. In Nepal werden täglich Menschen getötet, sowohl von den sogenannten Maoisten wie auch von den Regierungstruppen. Wieder einmal sind es die kleinen Leute, die Ärmsten

der Armen, die am meisten leiden unter diesen Auseinandersetzungen.

Eine wachsende Christenheit

Die Christen gehören meist zu der ärmeren Landbevölkerung. Die Zahl der Christen wächst in Nepal schneller, als in irgendeinem anderen Land der Welt. 1952 kamen die ersten Christen nach Nepal. Sie kamen aus Europa als medizinische Missionare und brachten Christen aus Indien, meist aus Darjeeling, mit. 1963 sprach man von 150 bis 200 Christen in Nepal. Eine verschwindend kleine Minderheit war das. Christ werden, also die Religion wechseln, war verboten und viele Menschen, die den Glauben an Christus annahmen, wurden zum Teil mit mehreren

Jahren Gefängnis bestraft. Mit der Revolution 1990 wurden zwar demokratische Strukturen eingeführt, der König wurde als absoluter Herrscher abgesetzt, aber er gilt nach wie vor als Inkarnation des Gottes Vishnu und hat somit nach wie vor auch »göttliche Macht«. Das Grundgesetz Nepals wurde zwar bei der Einführung der Mehrparteien-Demokratie weitgehend geändert, aber der Paragraph, in dem es heißt, dass Nepal ein Hindu Königreich ist, wurde nicht geändert. Das war für die Christen, aber auch für die moslemische Minderheit in Nepal eine große Enttäuschung. Offiziell blieb also das Christwerden weiterhin verboten. Aber die Gesetze werden nicht mehr so streng ausgelegt. Die Zahl der Christen ist inzwischen auf etwa 400.000 ange-

wachsen. Die Zahl der Christen wächst dort am schnellsten, wo die Menschen am ärmsten sind, wo sie sich von der Regierung im Stich gelassen fühlen. Nein, auch heute haben die Menschen keinerlei Vorteile, wenn sie sich Christus zuwenden. Auch heute werden Menschen aus ihren Familien und Dorfgemeinschaften verstoßen, wenn sie Christen werden.

und beachten weder Kasten noch Volkszugehörigkeit.

Viele Menschen lernen lesen und schreiben, weil sie die Bibel lesen möchten. Alphabetisierungskurse für Erwachsene sind in den christlichen Gruppen und Gemeinden sehr gefragt. Es gibt Bibelschulen, die Kurse von acht Wochen bis zu zwei Jahren anbieten. Und seit kurzem kann

denn in dieser Kirche treffen sich immer wieder auch Gemeinden aus dem evangelischen Raum, zum Beispiel die Internationale Protestantische Gemeinde Kathmandu. Aber leider sind durch die inoffizielle Öffnung des Landes auch Christen nach Nepal gekommen, die nun für ihre eigenen Denominationen werben, die Christen aus bestehenden Gemeinden abwerben und neuen Christen erklären, warum sie Mitglieder ihrer Gemeinde werden müssen. Und so gibt es mittlerweile auch in Nepal Presbyterianer, Baptisten und andere Gruppierungen.

Die »Nepal Christian Society« (NCS) versucht ein »Teppich« für alle diese Gruppen zu sein, auf dem sie gemeinsam stehen können. Das soll das Gegenüber der Regierung sein, wenn es je zu Gesprächen käme. Aber auch damit sind einige Brüder nicht einverstanden und weigern sich, mit ihren Gemeinden Mitglied der NCS zu werden. Schade, die Einheit der Christen in Nepal ist gestört, meist durch ausländische Christen. Aber trotz und alle dem, es ist ein Wunder, wie die christlichen Gemeinden wachsen und wie ernst die Menschen ihren Glauben an Jesus Christus nehmen. Sie brauchen uns als Gesprächspartner, nicht als Besserwisser. Die weltweite Familie der Christen muss für die Menschen in Nepal dadurch deutlich werden, dass wir ihnen zur Seite stehen, aber ihnen erlauben, ihren christlichen Glauben so zu leben, wie sie es aus der Bibel verstehen.



Der erste Jahrgang nepalischer Theologiestudierender – die wachsende Zahl der Christen in Nepal braucht auch eine eigenständige Theologie.

Motive

Fragt man die Menschen, warum sie ihren alten Glauben hinter sich lassen und sich diesem neuen Glauben zuwenden obwohl sie Nachteile haben, dann bekommt man meistens drei Antworten:

- Ich brauche keine Angst mehr vor den Göttern zu haben und weiß, dass Gott mich liebt.
- Ich war krank. Die Christen haben für mich gebetet und ich bin gesund geworden. Der Gott, der mich geheilt hat, dem will ich angehören.
- Die Christen helfen sich gegenseitig, sie sorgen füreinander

man nun auch in Nepal ein Bachelors-Degree in Theologie erwerben. Mit sehr viel Mühe wurde dazu eine große Bibliothek aufgebaut, die inzwischen unter dem Namen »Association of Theological Education« (ATEN) als Nicht-Regierungs-Organisation offiziell registriert ist.

Die gefährdete Einheit

Die Römisch-Katholische Kirche hat in Kathmandu eine wunderschöne große Kirche gebaut. Kontextuelle Kunst schmückt das Gebäude mit eindrucksvollen nepalischen Malereien. Die Ökumene aber bleibt weiter erhalten,

Dorothea Friederici,
ehemalige Referentin
der Gossner Mission

Ökumenisches Lernen mit Kopf, Herz und Händen

Die Gossner Mission als kleiner überregionaler Missionsverein ist auf sie stützende und tragende Personen »vor Ort« angewiesen. Wie sonst sollte der enge Kontakt zu den befreundeten Gemeinden von Ostfriesland, über Lippe bis hin ins Vogtland aufrechterhalten werden. Wolf Dieter Schmelter, ehemaliger Kurator der Gossner Mission, ist so ein unermüdlicher Ehrenamtlicher, der vor allem den lebendigen Austausch zwischen den Gemeinden in Lippe und unseren Partnern in Übersee pflegt und befördert. Bärbel Barteczko-Schwedler führte ein Interview mit ihm.

B. Schwedler: Herr Schmelter, Sie setzten sich bereits in Ihrer Funktion als Schulbeauftragter der Lippischen Landeskirche für den intensiven Austausch mit Gemeinden der indischen Gossner Kirche und lippischen Gemeinden ein und setzen jetzt – als Pensionär – Ihr Engagement ungebrochen fort. Warum ist Ihnen diese Arbeit so wichtig?

W. D. Schmelter: Die Arbeit der Gossner Mission ist mir in über 25 Jahren ans Herz gewachsen. Dabei gehört die Überschaubarkeit und die progressive, fortschrittliche Arbeit dieses Werkes, der Zusammengang von Weltmission und -verantwortung und die gesellschaftspolitische, soziale Sicht der Probleme in Deutschland bzw. der westlichen Welt



zum Faszinierenden der Gossner Mission. Aber auch die freundschaftlich-private Atmosphäre in der Mitarbeiterschaft und in den Leitungsgremien haben mich immer beeindruckt. Wie viel Zeit und Arbeitskraft hat beispielsweise ein ehemaliger Kurator, der Bauingenieur ist, in die Renovierung von Mainz und der Fennstraße in Berlin gesteckt! Unbezahlbar, aber für ihn selbstverständlich – dieser Einsatz!

Grundsätzlich bin ich der Überzeugung, dass Mission und die weltweite Ökumene konstitutiv zum Christsein und zum Wesen der Kirche gehören. Es ist unsere Überzeugung, dass Gott alle Menschen als seine Geschöpfe geschaffen und Christus alle Menschen liebt und erlöst hat. Da kann man nicht nur an der »Gemeinde vor Ort« interessiert und für die nahen Nächsten da sein. Unser Interesse als Christen, unser Gebet und unsere – auch materielle – Fürsorge gilt auch den Fernen. Wie kann ich aber für Menschen beten, die ich nicht kenne? Wie ihre Lasten mittragen, wenn sie mir unbekannt sind? Wie mich mit ihnen freuen, wenn ich nichts von ihnen weiß?

B. Schwedler: Sie besuchen Gemeinden, aber auch Schulen mit



Gästen aus Indien. Warum tun Sie das?

Auf Grund der besonderen Verhältnisse in Nordrhein-Westfalen habe ich für Lippe ein Modell entwickelt, nach dem im dritten oder vierten Schuljahr der Grundschule Projekte durchgeführt werden können, in denen Schüler und Schülerinnen u. a. mit der Situation in Ländern der Dritten Welt erlebnishaft in Kontakt gebracht werden. Die Lehrkräfte, die Schulleitungen und die Schulaufsicht, besonders aber die Schülerinnen und Schüler, haben dieses Angebot sehr positiv aufgenommen. Wir können längst nicht allen Einladungen nachkommen. Dabei geht es übrigens nicht nur um ökumenische Besucher aus Indien. Wir hatten auch

schon Gäste aus Nepal im Unterricht, im vergangenen Jahr waren Besucher aus Sambia da.

Bei diesen Besuchen sind die ökumenischen Gäste – nach vielen Vorbereitungsstunden über das Land, die Menschen, die Kirche und den Glauben, wobei die Jugendhefte der Gossner Mission eine ansprechende und sachgerechte Hilfe sind – einen ganzen Vormittag in einer Klasse, berichten aus ihrem Land und dem Leben ihrer Kirche, singen mit den Kindern und beantworten deren Fragen, die in den vorhergehenden Stunden entstanden sind. Im Sinne ganzheitlich-erfahrungsbezogenen Lernens wird an diesem Vormittag auch gemeinsam von Kindern und Gästen ein einheimisches Gericht gekocht und nach Landessitte gegessen. Hier erleben Schülerinnen und Schüler die Sitten und Gebräuche, aber auch das Lachen und den Glauben von Menschen aus einer anderen Kultur.

Ökumenisches Lernen mit Kopf, Herz und Händen – das Anprobieren indischer oder sambischer traditioneller Kleidung gehört dazu.



B. Schwedler: Wenn Sie zurückblicken auf Ihre Arbeit in den Schulen und Gemeinden – was war für Sie das schönste Erlebnis?

Ein Viertklässler hatte Bedenken, ob ihm wohl das indische Gericht schmecken würde, was wir gerade bereitet hatten. Wir ermutigten ihn, »nur eine kleine Portion« zu nehmen. Nach dieser Probe kam er und holte sich einen Nachschlag. Danach sagte er: »Ich habe ein Plastikgefäß mit. Kann ich für meine Mutter auch etwas mitnehmen?« Ich glaube, dieser Junge wird diese Schulstunde nie vergessen.

B. Schwedler: Welches Interesse haben Ihres Erachtens nach Jugendliche heute an Christen aus dem Ausland? Und anders herum: Was können die indischen Gäste von hier mitnehmen?

W. D. Schmelter: Das Interesse muss sicherlich erst geweckt werden und das ist in der Grundschule leichter als in der Sekundarstufe. Wenn die Schüler aber Menschen begegnen und etwas aus einem anderen Land riechen und schmecken können, ist das eine andere Erfahrung, als wenn sie nur etwas lesen, virtuell kennen lernen oder sich im Ghetto eines Urlaubshotels bewegen.

Für die Gäste ist die Erfahrung und das Erlebnis einer Schule in Deutschland von nicht geringer Bedeutung. Wie gehen Lehrer und Schüler miteinander um? Wie anders wird in unseren Schulen gelehrt und gelernt! Ganzheitlich, mit Herz, Kopf und Händen, durch Singen und Tun, durch soziales Verhalten und durch Gespräch. Dass die Jugendlichen ernst genommen werden, ist auch für die kirchliche Ju-

gendarbeit und die Pfarrer, die sich ja meistens auch in den Besuchergruppen befinden, wichtig. Aber auch unsere Probleme sind für die realistische Einschätzung unserer und ihrer Situation von Bedeutung. Schule und kirchliches Leben dürfen nie an der Wirklichkeit der Menschen vorbeigehen.

B. Schwedler: Ist es Zufall oder haben Sie ganz bewusst den intensiven Kontakt gerade zur Gossner Kirche in Indien gesucht?

W. D. Schmelter: In unserer Landeskirche bestehen seit über hundert Jahren Kontakte zwischen einzelnen Gemeinden und der Gossner Mission. Im Laufe dieser langen Geschichte ist vor allem die Verbundenheit mit der Gossner Kirche gewachsen. Von ihr weiß man in den Gemeinden am meisten. Allerdings gibt es auch eine rege Partnerschaft zwischen einer »alten Gossner-Gemeinde«, nämlich Bergkirchen, und der Sagarmatha-Gemeinde in Kathmandu. Vor Jahren haben auch einige lippische Pastoren auf einer privaten Reise die Gossner Arbeit in Sambia kennen gelernt. Aber die intensivsten und längsten Beziehungen, auch durch Besuche bei der Kirchenleitung, bestehen mit der indischen Gossner Kirche. Auch ich selbst habe im Auftrage des Kuratoriums und der Lippischen Landeskirche mehrmals die Gossner Kirche in Indien und die Projekte in Nepal besucht.

B. Schwedler: Was würden Sie sich für die Zukunft der ökumenischen Arbeit wünschen?

W. D. Schmelter: Zurzeit sind die Besuche ökumenischer Gäste die

einzigste Verbindung zwischen den Christen in Übersee und uns. Dringend notwendig wären kontinuierliche sachbezogene Berichte über das alltägliche Leben, die wirtschaftlichen und politischen Ereignisse, aber auch die Entwicklungen in der Kirche, über die Missionsarbeit, die Taufe von Erwachsenen und die Situation der Jugendlichen. Vielleicht müssten auch Beziehungen zwischen Gemeindegruppen in Deutschland und in Indien hergestellt werden, damit mehr konkretes Interesse hier und dort entstünde, ohne der Gefahr von Engführungen zu erliegen. Ein wichtiger Schritt sind auch die Besuchsreisen von Erwachsenen und Jugendlichen nach Indien, wie sie in letzter Zeit erfreulicherweise immer mehr geworden sind.

B. Schwedler: Welche Erwartungen richten Sie diesbezüglich an die Gossner Mission?

Da die Gossner Mission nur ein kleines Werk ist, müssen in den Regionen mehr Menschen – als Multiplikatoren oder Regionalbeauftragte – zur Mitarbeit gefunden werden. Hier sollte die Gossner Mission noch intensiver und gezielter arbeiten. Auch müsste in den Informationen detaillierter über die finanziellen Notwendigkeiten berichtet werden als das bisher der Fall ist. Es genügt Spendern nicht, wenn sie nur wissen, dass im Jahr beispielsweise 350.000 EUR für die Übersee-Arbeit gebraucht werden. Hier wollen die Spender mehr Einblick und vielleicht auch Einfluss durch ihre Spende. Denn Geld ist ein Teil von uns und jeder überlegt sich, wo, warum und wie er oder sie sich an bestimmten Stellen engagiert. ■



Gedenktafel für einen Gossner Missionar

Dr. Klaus Roeber, der selbst aus einer traditionsreichen Missionarsfamilie stammt, geht den Spuren der Gossner Missionare nach, ruft fast Vergessenes in Erinnerung und trägt so dazu bei, dass die reiche Missionsgeschichte für die Zukunft weitergeschrieben wird. So auch in der Gemeinde von Gatterstädt, einem kleinen Dorf im Kirchenkreis Merseburg.

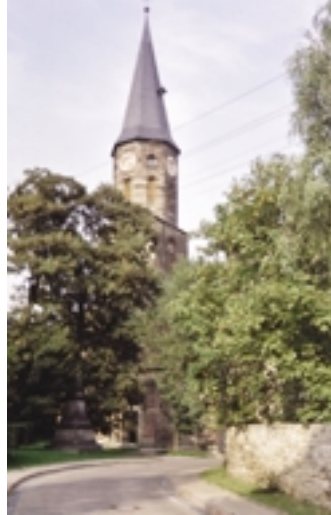
Auf dem Friedhof von Gatterstädt im Kreis Querfurt ruhen im Schatten der altherwürdigen Zisterzienserkirche Missionsleute der Gossner Mission: Der Schlesier Robert Ludwig Paul Gerhard (1877-1946) und seine Ehefrau Elisabeth, geb. Nottrott (1880-

1968) fanden hier ihre letzte Gemeinde und auch eine Grabstelle. Besucher aus der indischen Gossner Kirche haben diese in den früheren Jahren in ehrendem Gedenken oftmals aufgesucht. Um mit der kürzlich erfolgten Einebnung der Gräber die sicht-

bare Erinnerung nicht verloren gehen zu lassen, beschloss der örtliche Gemeindevorstand das hoch aufgerichtete Steinkreuz zwischen den Gräbern zu erhalten. Im Rahmen eines Festaktes brachten nun im August d. J. Gossner Freunde und Verwandte der Missionsleute eine Gedenktafel in der Friedhofskapelle an. Höhepunkt dieses Nachmittags waren Berichte und Bilder aus der Gemeinde Singhani in Indien, wo das Ehepaar zuletzt gewirkt hat. Die Verbindungen zwischen der ersten und letzten Gemeinde der Gerhards schienen verloren gegangen zu sein. Das hat sich mit dem Gossner Nachmittag in Gatterstädt geändert.

1000-jährige Missionsgeschichte

Über die Zeit der Gossner Missionare hinaus kann die Region von Querfurt auf eine fast tausend-



jährige Missionsgeschichte zurückblicken: Damals zog Bruns von Querfurt im Auftrag der Zisterzienser gen Osten, um die dortigen untereinander zerstrittenen Völker zu versöhnen – eine Mission, bei der er selber den Tod fand. Auf diese Wurzeln zurückgreifend, begann vor kurzem die Gemeinde in Querfurt mit Begegnungen zwischen Katholiken und Protestanten in Masuren.

Auch Gossner Missionare aus Ostpreußen haben über diese Verbindung ihren Weg in die

Ökumene gefunden. Die Gäste der Gedenkveranstaltung – auch Mitglieder der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte und des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte – verabschiedeten sich gestärkt in der Überzeugung, dass sich mit solchen Traditionen an der Zukunft der Kirche bauen lässt. Dazu hilft das Projekt »Gossner Erbe«, das die Geschäftsstelle in Berlin in diesem Jahr begonnen hat. Zusammen mit Familienforschern, Historikern und Theologen möchten wir konstruktiv und kritisch Missionsgeschichte neu erschließen. Wir wollen entdecken, wo wir umlernen, dazu- oder neu lernen müssen. Das ist eine Einladung zur Mitarbeit an die Gemeinden, in denen ehemalige Gossner Missionare tätig waren.

Dr. Klaus Roeber,
Theologe

Auf dem Friedhof der Gemeinde Gatterstädt liegt der Gossner Missionar R. L. Paul Gerhard (1877-1946) mit seiner Ehefrau Elisabeth (1880-1968) begraben. An sie erinnern das Steinkreuz auf dem Friedhof und die neu angebrachte Gedenktafel in der Friedhofskapelle. Rechts unten: Der Autor Dr. Klaus Roeber mit zwei Frauen aus der schlesischen Heimat des Missionars.



Gottfried Kraatz wurde verabschiedet

Nach sechsjähriger Amtszeit als Direktor der Gossner Mission wurde Gottfried Kraatz am 19. Oktober d. J. verabschiedet.

Von Dr. Günter Krusche

Gottfried Kraatz, der als Sohn eines provinzsächsischen Pfarrers seine Kindheit noch in der DDR erlebte, jedoch als Gymnasiast bereits nach Westberlin übergewechselt war, hat sich stets den Gemeinden in der ehemaligen DDR verbunden gefühlt und auch nach der Wende ein besonderes Gespür für die Anliegen der Menschen in den Neuen Bundesländern bewiesen. Bekannt wurde er in den achtziger Jahren als Pfarrer einer farbigen Gemeinde der ELCSA (Evangelisch-Lutherische Kirche in Südafrika) durch sein Engagement gegen das Apartheidsystem. Nach seiner Ausweisung aus Südafrika trat er als Anwalt und Fürsprecher der Unterdrückten in der Öffentlichkeit auf, auch als Superintendent des Kirchenkreises Berlin-Zehlendorf. Das Eintreten für Freiheit und Gerechtigkeit wurde zum Thema seines Lebens.

So war es kein Zufall, dass er zum Nachfolger für Dieter Hecker berufen wurde, der als Direktor besonders die Belange der indischen Gossner Kirche (GELC) vertreten hatte. Bei Gottfried Kraatz wurde die Arbeit in Sambia zu einem Schwerpunkt seiner Arbeit. In Sambia hatte die Gossner Mission seit Jahrzehnten ein landwirtschaftliches Entwicklungsprojekt im Gwembetal aufgebaut, und aus den Aktivitäten der

Gossner Mission in der DDR war das Naluyanda-Projekt entstanden. Beide Projekte sollten jedoch im Interesse mündiger Partnerschaft in die Eigenständigkeit entlassen werden. In diesem komplizierten und langwierigen Prozess, der von den politischen und ökonomischen Schwierigkeiten des Landes überschattet war, hat Gottfried Kraatz eine wichtige Vermittlerrolle gespielt, wozu ihn seine Erfahrungen in Afrika und seine Liebe zu den Afrikanern prädestinierten. Auch für das Liason Office in Ibox Hill/Lusaka war ein neues, den gesellschaftlichen Gegebenheiten entsprechendes Nutzungskonzept zu entwickeln. Dazu hat Gottfried Kraatz einen wichtigen Beitrag geleistet.

In die Amtszeit von Gottfried Kraatz fiel auch die organisatorische Loslösung der Gossner-Dienststelle in Mainz und deren Integrierung in das Zentrum für gesellschaftliche Verantwortung der EKHN, verbunden mit dem Verkauf des Grundstücks in Mainz an die EKHN. Es fällt nicht schwer sich vorzustellen, welche Mühen mit diesem Einschnitt verbunden waren, der im Endeffekt zu einer Neugestaltung der Gesellschaftsbezogenen Dienste der Gossner Mission führen wird. Schließlich erfolgte Anfang des Jahres 2002 der Umzug der



Dienststelle von der Fennstraße in Berlin-Schöneeweide in das Evangelische Zentrum in der Georgenkirchstraße, das frühere Missionshaus, wohin auch das Berliner Missionswerk wieder zurückgekehrt war.

Wir haben Gottfried Kraatz viel zu danken. Wenn er sich künftig als Pfarrer im Kirchenkreis Neukölln vor allem dem Seelsorgedienst am Flughafen Schönefeld widmen wird, begleiten ihn unsere guten Wünsche. Wir sind überzeugt davon, dass seine warmherzige, den Menschen zugewandte Wesensart ihm den Zugang zu ratsuchenden Menschen, die sich in besonderer Weise im Transit befinden, öffnen wird.

Dr. G. Krusche,
Vorsitzender des Kuratoriums der G. M.,
Generalsuperintendent i. R.

Nachruf für Christa Girke



Am 10. August dieses Jahres mussten wir Christa Girke beerdigen. Sie starb im Alter von 56 Jahren nach langem Krankenlager an Krebs. Die Zeit, in der wir in der Gemeinde in Halle-Neustadt in der Arbeit der Gossner Mission verbunden waren, ist zu Ende gegangen. Eine Lücke ist entstanden, die wir schmerzhaft spüren. Christas Lebensabschnitt in Halle-Neustadt von Mitte der sechziger Jahre bis jetzt mit Familie und Beruf, mit gemeindlichem und gesellschaftlichem Engagement ist kennzeichnend für alles, was uns in dieser Zeit auf der gemeinsamen Wegstrecke wichtig war.

Als ganz junge Familie gehörten Girkes zu den ersten Gliedern der evangelischen Gemeinde in Halle-Neustadt, der sozialistischen Stadt, die für die Arbeiter in den Chemiewerken Buna und Leuna als Wohnstadt geplant war, und man gerade zu bauen begonnen hatte. Die Stadt wuchs schnell in dieser Zeit, in manchem Monat um tausend Einwoh-

ner. Von Anfang an stellten sich Glieder der Kirchengemeinde und Hauptamtliche die Frage: was heißt christliche Gemeinde in einer sozialistischen Stadt und welche Arbeits- und Lebensformen sind für sie wichtig? Antworten darauf wurden vor Ort gesucht, in enger Verbindung mit der Gossner-Mission in der DDR und darüber hinaus auch mit Freunden aus der URM-Abteilung des Ökumenischen Rates in Genf. So manche Tagung führte uns in Berlin und an allen Orten zusammen. Christa war von Anfang an dabei: in den Gesprächen und in der konkreten Arbeit, d.h. beim Gemeindeaufbau durch Besuchsdienst, in Hauskreisen, bei der Kinderarbeit, die wesentlich von Gemeindegliedern mitgetragen wurde. Die junge Familie mit kleinen Kindern war damals ein wesentlicher Teil unseres Gemeindelebens.

Der andere Schwerpunkt für Christas Engagement lag in den ökumenischen Besuchsprogrammen der Gossner Mission. Ungezählte Gäste aus vielen Ländern fanden Aufnahme bei Familie Girke. So mancher ökumenische Gesprächsabend rund um den Familientisch brachte Menschen aus ganz unterschiedlichen Lebenssituationen einander näher, weckte Verständnis füreinander und blieb im Gedächtnis der Teilnehmer.

Christa konnte nach Sambia reisen. Dort berührte sie besonders das Leben der Frauen im Naluyanda-Projekt. Fotos von diesem Besuch, die sie dann als Ausstellung gestaltete, brachten

auch uns ihr Leben nahe. Für Christa war der Rückbezug der ökumenischen Arbeit der Gossner Mission in die Gemeinde am Ort immer ganz wichtig. Daran hat sie festgehalten, so lange es ihre Kräfte erlaubten, das hat sie im Herzen bewegt, bedacht, darüber geredet, so lange sie konnte. In der Arbeit der Ökumengruppe wird Christa uns sehr fehlen: mit ihrer besonderen Art, sich den Menschen und ihren Problemen zuzuwenden, mit uns gemeinsam Fragen zu stellen und nach Antworten zu suchen.

Ingrid Burkhard,
Pfarrerin, ehemaliges
Kuratoriumsmitglied

Neuer Referent der Gossner Mission

Am 18. Oktober wählte das Kuratorium der Gossner Mission Pfarrer Udo Thorn als Afrikareferenten und Referenten für Gesellschaftsbezogene Dienste, ein Aufgabenbereich, den die Gossner Mission als einzige der bundesdeutschen Missionswerke wahrnimmt. Wir freuen uns über den neuen Kollegen und wünschen ihm und seiner Familie Gottes Segen für den Start in Berlin. (Ausführlich stellen wir Ihnen Pfarrer Udo Thorn in der nächsten Ausgabe vor).

Indien

Dürre in Indien: Lage entspannt sich leicht

In den letzten August- und ersten Septemberwochen hat sich die Dürresituation in Indien etwas entspannt. Während im August noch 26 Dürreregionen ausgewiesen wurden, sind es Mitte September nur noch 19 Regionen. Besonders prekär bleibt die Lage weiterhin in West-Rajasthan, Ost-Rajasthan, Haryana, Chandigarh und Delhi im Nordwesten Indiens. Hier liegen die Niederschläge unter 40% des Langzeitdurchschnitts. Insgesamt gehen die Meteorologen davon aus, dass die Ausmaße der diesjährigen Dürre diejenigen von 1972 nicht erreichen werden. (Frontline, 14.-27.09.2002)

Tempel-Massaker in Gujarat

Zwei bewaffnete Männer haben in der Hauptstadt des indischen Bundesstaates Gujarat einen Hindutempel gestürmt und 27 Menschen erschossen. Nach einer 12-stündigen Belagerung des Tempels hat das Sondereinsatzkommando „Black Cat“ die Täter erschossen. Bei dem Einsatz wurde ein Polizist getötet und mehrere verletzt. Der stellvertretende Premierminister Advani hat indirekt Pakistan beschuldigt, hinter dem Anschlag zu stehen. Bisher hat das Blutbad im Swaminarayan Tempel in Gandhinagar nicht wie befürchtet eine neue Gewaltwelle in Gujarat ausgelöst. (BBC, 26.09.2002)

Dalits wechseln aus Protest Religion

In Indien häufen sich Massenkonzersionen der diskriminierten

Vertreibung von 10 Millionen Ureinwohnern

Ein Plan der indischen Bundesregierung, zehn Mio. Ureinwohner (Adivasi) aus Waldgebieten mit einer Fläche von insgesamt 1,25 Mio. Hektar zu vertreiben, wird offenbar zügig umgesetzt. Das Umwelt- und Forstministerium hatte im Mai 2002 die Bundesstaaten in einem Rundschreiben angewiesen, die Adivasi als Eindringlinge anzusehen und sie – notfalls mit Gewalt – zu vertreiben. Ein Entschädigungsprogramm für die Vertriebenen ist zwar vorgesehen, läuft aber nur schleppend an.



Mit der vollen Umsetzung der geplanten Vertreibung würde die Bundesregierung nach Ansicht der Zeitschrift Frontline »die Totenglocke für 1,5 Millionen Adivasifamilien, die die Waldgebiete brauchen, einläuten«. (Frontline, 12.-25.10.2002)

Dalits vom Hinduismus zum Islam, Christentum oder Buddhismus. Oft sind die Religionswechsel eine Protestreaktion auf Gewaltaktionen hochkastiger Hindus und hindufundamentalistischer Organisationen gegen die auf der untersten Stufe der Gesellschaft stehenden Dalits. Die indische Zeitschrift „Outlook“ berichtet über einen Fall im Bundesstaat Hararyana, wo 35 % der Einwohner zu den Dalits gehören. Im Distrikt Jhajjar misshandelte und tötete eine Gruppe von 4000 Menschen fünf Dalits, die angeblich eine heilige Kuh geschlachtet hatten. Daraufhin wechselten 80 ehemalig hinduistische Dalits vorrangig zum Buddhismus. (Outlook, 11.11.2002)

Nepal

Hochwasser geht zurück

Die Hochwasserlage in Nepal, Nordindien und Bangladesch beginnt, sich zu entspannen. In-

samt beklagen die südasiatischen Länder 900 Todesopfer. In Nepal sind in den Fluten und durch Erdbeben 400 Menschen ums Leben gekommen. (BBC, 17.08.2002)

Ausnahmezustand wird aufgehoben

Die nepalische Regierung hat für den 4. September die Aufhebung des Ausnahmezustandes angekündigt, der vor neun Monaten verhängt worden war. Die Ankündigung steht in Zusammenhang mit den bevorstehenden Wahlen im November. Der Ausnahmezustand hatte unter anderem eine drastische Einschränkung der Pressefreiheit und zahlreiche willkürliche Verhaftungen zur Folge und wurde deswegen von Menschenrechtsorganisationen im In- und Ausland kritisiert. Nachbarländer Nepals und westliche Staaten, vor allem die USA, unterstützten dagegen die Politik des Ministerpräsidenten Deuba als Anti-Terror-Kampf. (BBC, 28.08.2002)

Neuer Ministerpräsident ernannt

Eine Woche nach der Entlassung des Ministerpräsidenten Deuba und seiner Regierung hat Nepals König Gyanendra eine neue Regierung eingesetzt und vereidigt. Ministerpräsident ist Lokendra B. Chand, ein Monarchist, der bereits vor der Einführung der Demokratie 1990 drei Amtszeiten als Ministerpräsident absolvierte. Die wichtigen im Parlament vertretenen Parteien sind bei der Regierungsbildung nicht berücksichtigt worden. Chand erklärte, dass er so bald wie möglich die maoistischen Rebellen zu Friedensgesprächen einladen werde. (CNN, 12.10.2002)

7000 Tote im Bürgerkrieg

Nach Regierungsangaben sind seit Beginn des maoistischen Aufstandes vor sechs Jahren 7000 Menschen getötet worden. Darunter seien 5000 Rebellen, 1200 Polizisten und Soldaten und 800 Zivilisten. Seit der Eskalation des Konfliktes im letzten Jahr sollen die Maoisten alleine 4050 Kämpfer verloren haben. Neue Gesprächsangebote beider Seiten – der neuen Regierung des Ministerpräsidenten Chand und der Rebellen – haben bisher keine konkreten Termine für Verhandlungen hervorgebracht. (BBC, 31.10.2002)

Sambia

Klage gegen Wahlen zugelassen

Der Oberste Gerichtshof Sambias hat die Klage der Opposition gegen die Legitimität der Dezember-Wahlen zugelassen. Der regierenden MMD wird vorgeworfen, die Wahlen manipuliert zu

haben, aus denen Präsident Mwanawasa mit einer knappen Mehrheit von 34.000 Stimmen als Sieger hervorgegangen ist. Opposition und NROs befürchten, dass sich der Prozess lange hinziehen wird. (IRIN, 18.09.2002)

Dürre: Regierung stellt Notversorgung sicher



Die sambische Regierung hat 40.000 t einheimisches Maismehl gekauft, das in den Dürregebieten verteilt werden soll. Ein Regierungssprecher äußerte sich optimistisch über die Lage: »Wir werden die Hungergebiete mit Maismehl überfluten.« Die gekaufte Menge reicht aus, um die über zwei Mio. Menschen in den betroffenen Regionen bis November zu versorgen. Nach Angaben des Welternährungsprogramms (WFP) wird sich die Lage jedoch in den ersten Monaten des Jahres 2003 verschärfen. Die Zeit bis zur ersten Ernte im März/April sei die »traditionelle Hungerzeit«. (IRIN, 23.09.2002)

Parlamentarier wegen Bericht über Hungertote verhaftet

Der sambische Parlamentarier Vitalis Mooya ist verhaftet wor-

den, weil er öffentlich erklärte, es habe drei Fälle von Hungertod in seinem Wahlkreis Moomba gegeben. Ihm droht eine Haftstrafe wegen bewusster Falschaussage mit dem Ziel der Aufwiegelung der Öffentlichkeit. Menschenrechtsorganisationen haben die Verhaftung kritisiert. Ein Sprecher des Inter-Africa Network for Human Rights and Development vermutete, dass Präsident Mwanawasa hinter der Polizeiaktion steht und beklagte dessen »diktatorische Tendenzen«. (IRIN, 09.10.2002)

Sambia lehnt Genmais endgültig ab

Ein von der sambischen Regierung eingesetztes Expertenteam hat die Empfehlung ausgesprochen, genmodifizierte Nahrungsmittel wegen unabsehbarer Risiken nicht für den sambischen Markt zuzulassen. Dieser Empfehlung folgend hat Präsident Mwanawasa endgültig Genmais als Nahrungsmittelhilfen für drei Millionen hungernde Sambier abgelehnt. Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP), das von den USA mit großen Mengen genmodifizierten Mais für die Dürregebiete Südafrikas beliefert wurde, hat die Entscheidung kritisiert. Nach einem WFP-Sprecher kann zurzeit nur die Hälfte der Hungernden in Sambia mit herkömmlichem Mais versorgt werden. (BBC, 29.10.2002)

Recherchen und Text:
Henrik Weinhold
News im Internet:
[www.gossner-mission.de/
news.html](http://www.gossner-mission.de/news.html)



Gott und die Götter der Globalisierung

Von Frank Kürschner-Pelkmann

Viele Christinnen und Christen kritisieren die vorherrschende Globalisierung, weil sie zu Lasten der Armen geht, die als Verlierer der Globalisierung an den Rand von Wirtschaft und Gesellschaft gedrängt werden, während der Wohlstand der Reichen weiter zunimmt.

Dass auf der Suche nach Alternativen – einer Globalisierung mit menschlichem Gesicht – die Neu-Lektüre der biblischen Botschaft Maßstäbe und Positionen einer christlichen Antwort geben kann, belegt der erste Teil dieses Buches.

Die Botschaft des einen Gottes im Gegenüber zu den Göttern der heutigen Globalisierung – das ist Thema des zweiten Teils, in dem dargestellt wird, wie sich Theologinnen und Theologen im Süden der Welt sowie die weltweite ökumenische Bewegung auf biblischer Grundlage mit Fragen der Globalisierung auseinan-

dersetzen. Der Einblick in die ökumenische Diskussion macht deutlich wie bereichernd es ist, bei der kirchlichen Globalisierungsdebatte über den nationalen Tellerrand hinauszublicken. Dafür bietet das Buch viele Impulse und Anregungen zum Weiterlesen.

Dieses Buch ist das Erste von drei Studien zur Globalisierung innerhalb der EMW-Reihe »Weltmission heute«. Ein zweiter Band untersucht die Globalisierung am Beispiel Wasser, der Dritte wird konkrete Alternativen zur vorherrschenden Globalisierung vorstellen.



Afrikanische Begegnungen

Ein Lesebuch

Lektüre nur für Afrophile? – Folgt man dem Layout, wird man diese Frage bejahen. Folgt man dem Inhalt, kann man diese Frage gestrost verneinen. Das Buch ist das Ergebnis eines Autorenwettbe-

werbes verschiedener Missionswerke. Die kurzen Texte berichten von Begegnungen zwischen Deutschen und Afrikanern auf dem Schwarzen Kontinent oder in Deutschland. Unter den Geschichten sind einige Perlen zu finden, die sehr viel über die gegenseitige Wahrnehmung erzählen, über kulturelle Unterschiede und über gelungene Verständigungen. Leider sind von den fast vierzig Beiträgen nur vier von Afrikanern, was wohl ein Spiegel der Wettbewerbsteilnehmer ist.

Die Erzählungen sind nach Regionen geordnet. Jedes Kapitel ist mit einer Einführung versehen, die man zugunsten der größtenteils spannenden Kurzgeschichten leicht überblättern will. Doch weit gefehlt! Die Einführungen bieten gut lesbare Darstellungen der Geschichte und der gegenwärtigen Probleme der Länder, in denen die erzählten Begegnungen stattfanden. Leider ist die Lektüre des Buches über afrikanisch-deutsche Begegnungen kein ästhetischer Genuss, denn viele naiv-afrophil anmutende Bilder sind kaum passend zum Inhalt unter den Text gelegt, was seine Lesbarkeit beeinträchtigt. Wer sich davon nicht abschrecken lässt, für den wird sich die Lektüre gewiss lohnen.

Rezension: Ulrich Schöntube

Beide Bücher sind zu beziehen über das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW), Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg, www.emw-d.de

Medien

www.gossner-mission.de
Neben einem überarbeiteten Design finden Sie auf der Homepage der Gossner Mission einige neue Bereiche und Funktionen:

- Länderinformationen zu Indien, Nepal und Sambia
- Online-Bestellung von Medien
- Infos zur Gossner Mission im Bereich »Wer wir sind«

Kalender

Zum Thema »Arbeit« hat der Medienarbeitskreis der deutschsprachigen Missionswerke einen Kalender mit Motiven aus den Projektgebieten der Missionswerke und Bibelzitat in Deutsch, Englisch und Französisch erstellt. Den Kalender kön-



nen Sie gegen eine Gebühr von 3,50 Euro bei der Gossner Mission erhalten.

Fastenprojekt 2003

Neben den Fürbitteempfehlungen für die Fastenzeit, die wieder in der Gossner Mission Information 1/2003 abgedruckt werden, stellt die Gossner Mission für die Fastenzeit 2003 ein umfangreiches Materialpaket zum Thema »Weint nicht über mich, sondern weint über euch und eure Kinder!« zur Verfügung. Das Materialpaket enthält Andachtsmo-

dule, Informationen über die Situation von Frauen in Indien, Nepal, Sambia und Deutschland und weitere Anregungen für die Gemeindegliederarbeit. Die Materialien werden Anfang des Jahres 2003 verschickt, zu bestellen sind sie bei der Öffentlichkeitsarbeit der Gossner Mission:

pr.gossner@web.de oder im Internet: www.gossner-mission.de/service.html

Im Rahmen des Fastenprojektes wird Pfarrerin Hecker, die seit September 2002 wieder in Indien ist und die Frauenarbeit der Gossner Kirche unterstützt, in Ostfriesland für Veranstaltungen zur Verfügung stehen. Kontakt über die Öffentlichkeitsarbeit der Gossner Mission.

Veranstaltungen

Lehrveranstaltung

»Markt und Menschlichkeit«

Seit dem 21. Oktober 2002 bietet der Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste Michael Sturm an der Berliner Humboldt-Universität wieder die Lehrveranstaltung »Markt und Menschlichkeit« an. Sie bereitet Studierende der Berlin-Brandenburger Kirche auf Praktika in Arbeitswelt und Diakonie vor.

Epiphaniastagesdienst

Im Rahmen des Epiphaniastagesdienstes am 6. Januar 2003 in der Sankt Marienkirche in Berlin-Mitte wird Tobias Treseler in sein neues Amt als Direktor der Gossner Mission eingeführt. Den Gottesdienst bereitet traditionsgemäß die Gossner Mission in Kooperation mit dem Berliner Missionswerk vor. Im Anschluss an den Gottesdienst findet eine Informationsveranstaltung beider Missionswerke statt.

Zwangsarbeiterinnen

29. Januar bis 4. Februar 2003: Besuch bei einer Gruppe ehemaliger Zwangsarbeiterinnen in Wolgograd, gemeinsam mit Vertretern des Berliner Bezirks Spandau und dem Verein »Nadjeschda« (Hoffnung).

Solidaritätskonferenz

Vom 24. bis 26. Januar 2003 veranstaltet die Gossner Mission zusammen mit Kooperationspartnern u. a. aus Leipzig, Tschechien und Polen die jährliche Solidaritätskonferenz zum Thema »Das Lokale entwickeln – überall«. Wir wollen nach der Zerstörung durch die Flut an der Elbe und ihren Seitenflüssen über die Fehler der Entwicklungswege der Vergangenheit diskutieren und über neue Modelle einer regional / lokal orientierten Entwicklung nachdenken.

Workcamp in Indien

Vom 8. bis 27. März 2003 führt der CVJM-Ranchi ein workcamp in Maranghada durch. Interessierte aus Deutschland können sich hierfür noch anmelden.

Nähere Informationen, Programme und Anmeldeunterlagen zu den Veranstaltungen erhalten Sie bei unserer Geschäftsstelle.

**Partnerschaftsreisen
und Besuche**

Indische Frauengruppe

Vom 14. September bis 14. Oktober waren Frau Dr. Esran Bhengra, Leiterin der Bethesda Women's Inter-College, Frau Hanna Minz, Präsidentin der Frauenhilfe der Gossner Kirche und Pfarrerinnen Ashisam Kandulna Gäste der Gossner Mission. Sie besuchten u. a. Gemeinden und Schulen in Berlin, Lippe und Wittstock-Ruppin und nahmen am Lippischen Landesmissionsfest in Dörentrup teil.

**Gruppen aus Lippe
und Berlin-Marzahn**

Im Oktober d. J. besuchte der lippische Freundeskreis die Gossner Kirche in Indien. Der Jugendkreis aus Lippe nahm an einem workcamp in Govindpur teil.

Zur gleichen Zeit fand ein Partnerschaftsbesuch des Ökumenischen Forums und der Mahatma-Ghandi-Oberschule aus Berlin-Marzahn bei ihren Partnern in Chaibassa statt.

Bischof Lakra

Vom 10. bis 24. Oktober war der neue Moderator der Gossner Kir-



che, Bischof Lakra, zu Gast bei der Gossner Mission. Er nahm auch an der Sitzung des Kuratoriums am 18. und 19. Oktober teil.

Asienreferent und Direktor

Vom 22. Oktober bis 7. November besuchten der Asienreferent Bernd Krause und der Direktor inspe Tobias Treseler die Gossner Kirche. Anschließend nimmt B. Krause an der dreijährigen Konferenz der Vereinigten Lutherischen Kirchen in Indien teil, sowie an der Koordination der Luth. Missionen und am Board Meeting des Exekutivausschusses der Vereinigten Nepalmission.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Redaktion:

Bärbel Barteczko-Schwedler

Bildredaktion, Layout und Satz:

Henrik Weinhold

www.oinophil.de

Gesamtherstellung:

Druckhaus am Treptower Park GmbH

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: 0 30 / 2 43 44 57 50

Fax: 0 30 / 2 43 44 57 52

e-mail: gossner@t-online.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 100 60 237

Konto 139 300

Fotos:

Heiner Heine (Titel), Dörte Bernhard/Germanwatch (4-5), Michael Sturm (6-8), Ruth Schönfeld (10-11), Henrik Weinhold (13,25), Gottfried Kraatz/Dieter Hecker (16-17), Dorothea Friederici (19-20), Dr. Klaus Roeber (23-24), Josephine Schmitt (26), Edgar Rodtmann (28), Kirsti Kiravainen (32)
Archiv der Gossner Mission

Name:

Ich bestelle folgende Medien:

Straße:

Zeitschrift Gossner Mission Information (kostenloses Abo)

Ex. Postkartensets (2 EUR zzgl. Porto)

PLZ / Ort:

Ex. Plakat Indien (2 EUR zzgl. Porto)

Ex. Faltblatt »Kleine Geschichten« (kostenlos)

Bestellcoupon

An die Gossner Mission per Fax (0 30 / 2 43 44 57 52) oder Brief (Georgenkirchstr. 69-70, 10249 Berlin)

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin



Winter in Nepal